Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 26. Posen, den 25. Juni. 1882.

Eine Whistpartie.

Von M. Georgie.

Der Herbst naht sich dem Ende, feuchter Nebel füllt die Luft und ein scharfer Nordwest jagt über das Meer in das Land hinein. Früh schon wird es dunkel, die Bäume sind kahl und strecken die blätterlosen Aeste frostig gen Himmel, die Felder sind leer und die Erde bereitet sich zum Winterschlafe vor.

In Residenz- und Handelsstädten aber merkt man das nicht; trotz Nordwest und Nebel braust das wogende Leben weiter fort; die Dunkelheit schwindet vor Gasflammen und electrischem Licht; hier fahren Karossen fröhliche Menschen zu Spiel und Tanz, Theater und Konzert, dort rennt, drängt und hastet die Menschenmenge ihren Geschäften nach. Wie kurz sind hier die langen Abende, denn Abwechselung und Anregung wird dem Geiste in reichem Maße geboten — und nichts merkt man von der Bleischwere der Zeit.

Ganz anders ist es in den kleinen Städten und auf dem platten Lande, und ganz besonders im Emslande, das für viele Bewohner Deutschlands noch eine terra incognita ist. Da zieht sich alles Leben in die warmen Häuser, die hellen Zimmer zurück. Die Straßen sind still und einsam, denn wer nicht muß, der geht nicht aus, und das Einerlei der langen Abende des täglichen Familienlebens wird selten unterbrochen.

Die Männer gehen in den „Klubb", trinken „Doornkaat", Thee und Rothwein, rauchen ihren echten Holländer in Kalkpfeifen zu ihrer Zeitungslektüre, besprechen wohl einmal das Wohl und Wehe von Stadt und Staat, und zanken sich nur in den seltensten Fällen und bei besonders festlichen Gelegenheiten, dann aber gründlich und handgreiflich. Natürlich ist hier nur von den Honoratioren die Rede.

Die Frauen dagegen haben ihre „Kränzschen", Kaffee-, Thee- und Spielkränzchen, in denen ihre Geschicklichkeit im Einmachen und Kuchenbacken zur Geltung kommt; sie machen es auch im Emslande wie überall, plaudern vom lieben Nächsten, den Mägden und Knechten, sie waschen und kochen, und gehen dann erfrischt und zufrieden nach Hause. Aber manchmal kommt es auch vor, daß sich etwas ganz Außergewöhnliches ereignet, und was man in einem solchen unschuldigen „Whistkränzchen" erleben kann, das soll nun erzählt werden.

Am äußerten Ende der kleinen Stadt, da wo die breite Klinkerchaussee, etwa tausend Schritte weit vom Wasser entfernt, nach dem nächsten Flecken führt, lag ein Haus, wie es deren noch heute unzählige im lieben Emslande giebt. Ein mit Ziegeln gepflasterter Gang führt von der nie verschlossenen Hausthüre mitten hindurch bis an die Hofthüre. Zu beiden Seiten desselben führen Thüren in die Gemächer; rechts neben der Hausthüre liegt das Staatszimmer, dessen Einrichtung schwer und solide ist, dessen Rouleaux meist geschlossen und dessen Polstermöbeln mit Decken verhangen sind; es pflegt meist etwas dumpfig zu riechen, weil es nur bei besonders festlichen Gelegenheiten benutzt wird. Aus diesem kommt man in das „tägliche" Zimmer, aus welchem eine Thüre in den Gang neben der Hofthüre führt. Links vom Gange liegen die „Upkamer", ein Gemach über dem Keller und zum Schlafen der Familie benutzt, wenn die „Butzen" in der Wohnküche nicht ausreichen, diese und die Kochküche, an welche letztere sich meistens die Scheune schließt, deren Inhalt Viehställe, Heuboden und Torfgelaß sind, doch nur bei dem Geschäftsmanne oder dem Bauern ist die Scheune mit der Wohnung unter demselben Dache. Der „Angestellte" aber, unter welchem Begriffe man dort den Beamten versteht, und der Vornehme baut Stallung und Scheune einige dreißig Schritte vom Hause entfernt. Auch hier weicht von der althergebrachten Sitte Niemand ab. Der Länge nach ist der Stall getheilt: Pferde und Schweine stehen auf der einen Seite in abgeschlossenen Räumen, Kühe und Kälber auf der anderen, nur durch Ständer von einander getrennt; vorn ist die Butze, d. h. die geschlossene Bettstott, 8 Fuß im Geviert, für den Knecht, hinten die Leiter neben der Luke, die zum Heuboden führt — Alles sauber mit Ziegeln gepflastert, und mitten hindurch der breite Gang mit seiner Rinne, die alles Unreine hinausführt.

Es sind noch nicht fünfzig Jahre her, da ging in diesem Hause in ihrem Staatszimmer Gesina Rolfsma, die Wittwe des verstorbenen Bürgermeisters, mit eiligem Schritt umher, hier und da noch die ordnende Hand anlegend, wenn ihr das Arrangement des Ganzen nicht zusagte. Sie erwartete Besuch, die Damen ihres Whistkränzchens, das alle acht Tage stattfand.

Sehen wir uns das Staatszimmer etwas näher an. Von den soliden, geschnitzten Nußbaummöbeln, die in alterthümlicher Form und Größe das Entzücken jedes modernen Architekten gewesen wären, waren die schützenden Decken entfernt; vor dem Sopha am mittelsten Fenster stand auf massiven Füßen der große Kaffeetisch mit feinem Porzellan, schweren silbernen Kannen zu Milch und Kaffee, und silbernen Kuchenkörben voll selbstgebackenen Kuchens. Ihm gegenüber an der Längenwand nahm der eiserne Ofen, in kunstvollen Etagen sich aufbauend, die Mitte ein. Auf jeder Seite desselben standen kleine, mit Silber ausgelegte Schränke, große Spiegel tragend, deren Rahmen ebenfalls mit geschmackvollen, oder, wie es jetzt heißt, stylvollen Arabesken in Silber geschmückt waren. Neben dem einen Fenster stand der gläserne Nippesschrank, dem Reichthum der Bewohnerin entsprechend, gefüllt mit silbernen Gefäßen und kostbaren Sachen aller Art, welche das Gepräge des Alterthums und der Vererbung in der Familie an sich trugen. Am dritten Fenster, neben den Blumentischen voll seltener Pflanzen, denn im Emslande liebt man die Blumen und versteht sie zu ziehen, war der Spieltisch aufgestellt, auf dem die Kerzen noch des Anzündens harrten, denn die Gastgeberin war nebenbei eine sehr gute Wirthin.

Die „Burrmesteren", wie sie der Volksmund öffentlich, die „Ollsch", wie ihre Dienstboten sie heimlich nannten, war eine untersetzte, runde Gestalt, mit rundem Gesicht, dunklen, ebenfalls runden Augen behäbig in das Leben schauend, Augen, bei denen man an das Volkslied „Zwei Augen wie Kirschkern" erinnert wurde. Angethan war sie mit schwarzem Seidenkleide, eine ehrwürdige Haube mit flatternden Bändern deckte den runden Kopf, dessen Haare grau melirt schimmerten. Seit Jahren Wittwe und ohne Kinder, im Besitze eines großen Vermögens und noch größerer Gemüthsruhe, führte sie dasselbe Leben fort, das sie mit ihrem Manne gelebt hatte, ein Leben ohne Arbeit, ohne Anstrengung und ohne Aufregung.

Während nun die Bürgermeisterin in ihrem Staat, ihrem Staatszimmer und ihrer Gemüthsruhe auf ihre Gäste wartete, ging es in der Wohnküche am Kaminfeuer ziemlich stürmisch zu. Gerd, der Knecht, und Antje, die Großmagd, waren in das Zanken gekommen, oder vielmehr Antje zankte allein.

Zwischen Beiden bestand ein zartes Verhältniß, das Antje durch Zuwendung schmackhafter Bissen eingeleitet, Gerd aus Bequemlichkeit angenommen hatte, von dem aber die „Ollsch“ noch nichts wissen durfte; sie hätte es nicht gelitten, und Beiden behagte der leichte und gewinnbringende Dienst. Antje war erzählt worden, Gerd habe auf dem Gallimarkt der Geesche von der Baudirektorin einen „lüttjen Klaren“ einschenken lassen.

„Dunner un Hagel“, rief die stämmige Dirne und stemmte die Arme trotzig in die Seiten, „schamen schallst Du Di, mit dat Wicht antaubünnen, dat noyts in 'n Liew un noyts üm dat Liew hädd, keen ganzes Hemd. Hebb ick Di doarum den siden Halsdauk köfft, dat Du mi taum Narren hebben schallst“; hier machte sie eine Pause, um mit Erstaunen zu sehen, wie Gerd voller Gemüthsruhe seine Pfeife anbrannte und schlau zu ihr hinüberblinzelte, und fuhr dann noch erboster fort: „Täuw! ward dat noch een eenzigstes Mal passeren, so ward ick Di tum Düwel lopen laten“ — „da schall ick noyt hengoahn“ — schaltete Gerd ein, sie fuhr aber, ohne auf ihn zu hören, fort: „So wahr ick, Antje Pannenbörger, döft bün, ick bön tau gaud, mi von so nem Apen anföhren tau laten, un dat Wicht, de Geesche, schall ick wat vorfläuten, wenn se mal wedder mit ne Boekup (d. h. Botschaft) von der Onken kümmt, dat schall“ — — ein heftiges Klingeln aus dem Zimmer unterbrach ihre Rede und ihren Zorn, der sich mit jedem Worte steigerte, zu gleicher Zeit klang die Glocke der Hausthüre, ein „bliew me“ wurde gerufen, und Elske, die Kleinmagd (sie kam vom „Botschaft laufen“, wie es dort heißt), trat mit einem Korbe voll Sachen in die Küche, stellte den Korb auf den Anricht, warf sich auf einen der Binsenstühle und fing heftig zu weinen und zu jammern an.

„Wat schrygst!“ fuhr sie Antje an.

„Du leiwe Tid, schall ick noyt schrygen, mien Modder is tau slicht, ick schall to Huus kamen, se ward wol starwen“, schluchzte Elske.

„Wer hätt' Di 't seggt?“ fragte Antje, dem wirklichem Mißgeschick gegenüber milder werdend, besonders nun sie sich den Groll von der Seele gesprochen hatte.

„Heiko is buten, ick mött mi währen (beeilen), noch kamen wi äwer 't Water, hei hätt dat Boot bröcht, noch kommt die Tide noyt — un nu hier die Visite in't Huus — ward mi die „Ollsch“ wol gahn laten?“

Die Klingel aus dem Zimmer ertönte auf's Neue und diesmal ungeduldiger, Elske sprang auf.

„Täuw, Kind“, sagte Antje, „ick war nah de Stuw gahn un unse Fru dat vertellen, sei ward wol up mi hören.“ Damit ging sie in das Zimmer.

„Wo is Elske?“ fragte die Herrin des Hauses, „sei schall inböken, dat Füür is utblasen, de Wind steiht up de Schornstein.“

Antje rapportirte den Sachverhalt, während sie einheizte, denn gutmüthig war die Dirne, erbot sich alles Vorkommende zu besorgen, und erwirkte der Kleinmagd die Erlaubniß, zur kranken Mutter zu gehen und dort die Nacht bleiben zu dürfen.

Sie ging an die Hausthüre, rief Heiko in die Küche, gab ihm eine Tasse Thee, hieß Elske „sich een warmen Dauk umbünnen, 'ne wille Bö was kamen“, geleitete die Geschwister vor die Thüre und sah ihnen nach, wie sie in der Dämmerung den Weg nach dem Wasser einschlugen. Ein heftiger Windstoß ließ sie erschauern, sie wollte in das Haus zurück, doch fuhr die Baudirektor Onken vor und so half sie der alten Dame aus dem Wagen, während sie dem Kutscher zunickte, führte sie in die Upkamer und nahm ihr den Pelz ab. Gleichzeitig kamen auch die beiden anderen Gäste, die Kreishauptmann Müller und die Amtsrichter Deetjen, vom Winde, der jeden Augenblick stärker wurde, ganz athemlos.

Als die Damen im Staatszimmer verschwunden waren, ging Antje nach der Hausthüre, riegelte diese ab, indem sie dachte: „et wird wol Niemand mehr kamen, de Wind is tau bös“, und kehrte nach der Küche zurück.

Wie war es da so gemüthlich am hellen Herdfeuer; auf dem Ehrenplatz am Kamine saß Gerd, die Holzschuhe abgezogen, die Füße am Feuer wärmend, trank seinen Thee und dampfte aus seiner Pfeife, wie ein Schornstein. Sie schürte das Feuer und legte frischen Torf auf.

„Antje“, sagte er und seine Hand stahl sich um ihre breite Taille, „büst noch doll? Süh, dat Allens sin verdammte Lägen wesen; ick hew' Geesche auf 'm Gallimarkt goar noyt seihn un de lüttjen Kloaren hew' ick sülwsten drunken.“

„Worüm hest Dien Mul noyt upmoakt un Di verdefendirt?“ frogte Antje wieder, ohne sich seinem Arme zu entziehen.

„Hest mi reden laten? Ick kunn jo noyts seggen, Dien Mulwarks gung wie ne Klappermähl. Ick hew' Di ock wat köfft“, und damit zog er ein Schächtelchen aus der Tasche und gab es ihr.

Antje öffnete, fuhr mit einem Schrei auf und nahm mit Entzücken ein breites, silbernes Halsband, wie es die Dirnen im Emslande tragen, heraus. Das funkelte und blitzte im Scheine des hellen Feuers.

„O Gerd, o Gerd!“ war Alles, was das überraschte Mädchen sagen konnte, und sah ihn mit ihren ehrlichen Augen hellfreudig an.

„Büst nu wedder gaud?“ frug Gerd noch einmal. „Süh, Du bliewst mi doch die Leiwste — aber nu möt ick gahn un dat Veih fuddern — die Beester sün so unrauhig — lang mal dat Schienfatt von baben dal.“ Damit zog er seine Holzschuhe wieder an, die Kähnen vergleichbar, inwendig mit Stroh bedeckt, um den Spann herum einen breiten Eisenreifen hatten. Antje reichte ihm die Laterne herunter, er zündete sie an und ging von ihr begleitet nach der Hofthüre; sie flüsterte ihm zu, wenn es anginge, wolle sie ihm noch einen Rum bringen, und begab sich dann zu den Damen, um hier das Nöthige zu besorgen.

Gerd schritt, mit Mühe gegen den Sturm ankämpfend, über den Hof, blieb einen Augenblick Athem holend stehen und blickte sich um. Das Wasser schäumte, die Fluth war im Kommen, am Himmel jagten sich die Wolken und ballten sich drohend zusammen, bald den Schein des Mondes hindurchlassend, bald ihn verhüllend. Er drückte die Pelzkappe fester auf die Ohren, schüttelte den Kopf, murmelte vor sich hin: „Slimm Wee'r, wenn man kein Malheur passeert“, und ging in den Stall.

Unterdessen hatten sich die Damen um den Kaffeetisch gesetzt. Im Ofen brannte das Feuer, auf dem Spieltisch leuchteten die Kerzen; der Kontrast zu dem Wetter war sehr gemüthlich und die Unterhaltung wurde lebhaft geführt.

Auf dem Sopha saß die Baudirektorin Onken, eine hohe Siebzigerin, stattlich und aufrecht; das schmale, blasse Gesicht mit den feinen Zügen, denen man einstige große Schönheit ansah, war vom weißen Haar und weißen Häubchen umrahmt, und den dunklen Augen hatten die Jahre nichts von ihrer Klugheit und ihrem Feuer genommen. Ihre feine Gestalt umschloß ein hellgraues Seidenkleid, ein feines, weißes Tuch schlang sich um ihre Schultern, und in ihrer ganzen Erscheinung lag jene selbstbewußte Würde, die ihre Stellung im Leben, ihre reichen Erfahrungen und ihr solider Reichthum ihr verliehen. Sie hatte ein ähnliches Geschick wie die Bürgermeisterin, war ebenfalls Wittwe und ohne Kinder.

Neben ihr saß die Kreishauptmann Müller, lang, hager und grade wie eine Bohnenstange, hatte sie das militärpflichtige Alter um das Doppelte überschritten. Doch gefiel sie sich darin, eine gewisse Jugendlichkeit zu heucheln, die sie nicht mehr besaß. Sie konnte es nicht vergessen, daß sie einst eine Schönheit gewesen war, und versuchte mit allen Hilfsmitteln der Toilettenkunst sich und ihrem Manne vorzulügen, daß die Jahre an ihr spurlos vorübergeschritten waren. In ihrem Wesen war sie empfindsam und unruhig zugleich, sprach viel und oft recht ungereimtes Zeug. Man liebte sie nicht, verspottete sie zuweilen und würde sich wohl von ihr zurückgezogen haben, wenn nicht ihres Mannes Stellung ihr eine Bedeutung für die Geselligkeit gegeben hätte, die nicht umgangen werden konnte. Hier nun hatte sie verwandtschaftliche Rechte, denn ihre Mutter war die einzige Schwester der Bürgermeisterin gewesen.

Die Vierte in dem kleinen Kreise, die Amtsrichter Deetjen, war eine jener liebenswürdigen Frauen, deren Anspruchslosigkeit und Herzensgüte bei wirklicher Bildung das Zusammenleben mit ihnen so wohlthuend macht. Nicht schön, aber anmuthig, nicht blendend geistreich, aber klug, wußte sie zur rechten Zeit zu sprechen, zur rechten Zeit zu schweigen. Ihr harmonisches Sein brachte Sonnenschein, wohin sie kam, und überall liebte

man die zierliche, kleine Frau. Die Bürgermeisterin hatte sie vollends in das Herz geschlossen und unternahm nichts, ohne es vorher mit Thede Deetjen zu berathen.

Einfach in der Kleidung, wie immer, war ihr einziger Schmuck ihre Jugend und ihre goldenen, blonden Haare, die in reichen Flechten um den wohlgeformten Kopf gewunden waren. Selbst die Baudirektorin, die immer etwas förmlich und manchen Menschen gegenüber unnahbar war, bewies ihr eine ganz ungewöhnliche Freundlichkeit, nannte sie „Du" und ließ sich von ihr „Tante" nennen. (Schluß folgt.)

Wohl bekomm's.

Von Theodor Winkler.

Wer hätte in seinem Leben noch nicht niesen müssen? Ganz unerwartet überfällt es Einem oft. Und dann ist alles Stemmen und Sträuben dagegen vergebens. War man gerade in einem Gespräch mit Jemandem begriffen, wurde etwas Wichtiges erzählt, ein Urtheil gefällt, ein Beschluß gefaßt oder eine Klage geäußert, und es fängt einer aus der Gesellschaft zu niesen an, dann sagt der Aberglaube: „Er hat es beniest", und meint damit, daß das dabei ausgesprochene Wort eine ganz besondere gute oder schlechte Bedeutung haben müsse.

Was das Niesen aber eigentlich ist und worin es seinen Grund hat, dürfte Manchem noch unbekannt sein. Niest Jemand, so erfolgt erst ein tiefes Einathmen, es durchbebt alle Muskeln eine gewaltsame, nicht zu verhindernde Erschütterung, die Lunge zieht sich plötzlich zusammen und alle in derselben befindliche Luft wird durch die Nase und theilweise auch durch den Mund mittelst einer plötzlichen Zusammenziehung aller Athmungsmuskeln von Bauch und Brust mit einem eigenthümlichen Geräusche ausgepreßt. Ursache ist stets ein sonderbares Kitzeln in der Nase, oder auch bisweilen in der Herzgrube, erzeugt durch eine Reizung der Nasenschleimhaut und ihrer Nerven mit fremden in die Nase eingeführten Körpern, oder beim Katarrh mit Schleim und Thränen, mittelbar auch durch Sehen in die Sonne oder Reizung der Unterleibsnerven. Alsdann stehen gleichsam alle körperlichen Funktionen still, und der Mensch erscheint eigentlich in der Situation, als warte er der Dinge, die da kommen sollen, bis endlich mit einem Male die soeben geschilderte Erscheinung folgt.

Während dieses Vorganges wird der Durchgang des Blutes durch die Lunge und der Rücktritt desselben aus dem Kopfe, obwohl letzterer durch die Schlagadern ungehindert gefüllt und ausgedehnt wird, gehemmt. Aus diesem Grunde entstehen durch allzu heftiges und anhaltendes Niesen verschiedene unangenehme und geradezu schädliche Folgen. Alle Sinne, sammt der Bewegung der Muskeln, beginnen ihre Dienste zu versagen, das Gesicht schwillt auf, die Augen thränen und die Nase fängt an zu tropfen, ja endlich werden alle Funktionen des Gehirns in Unordnung gebracht. Im Winter und im Frühjahr oder Herbst sind solche Erscheinungen an der Tagesordnung. Trotzdem hat das Niesen auch seinen wohlthätigen Einfluß auf die Konstitution des Körpers und wird deshalb oft künstlich zu Wege gebracht. Dies geschieht namentlich bei Kopfschmerz, Funktionsträgheit des Gehirns 2c. Denn durch das Niesen wird hauptsächlich der Nasenschleim zersetzt und abgeführt. Dies sind Thatsachen, die Jedermann schon an sich selbst beobachtet haben wird.

Interessant sind einige Notizen aus der Geschichte, welche auf das Niesen Bezug haben und hier eine Stelle finden mögen. Was zunächst die Entstehung der Sitte betrifft, ein „Wohl bekomm's!" oder dergleichen dem Niesenden zu wünschen, so ist Folgendes nicht ohne Wichtigkeit:

Polydorus Virgilius aus Urbino, ein gelehrter englischer Theologe des 16. Jahrhunderts, versichert, es habe zur Zeit des Papstes Gregor's des Großen im Jahre 591 eine heftige epidemische Krankheit geherrscht und die davon befallenen Personen hätten durchgehend so heftig und andauernd niesen müssen, daß sie davon gestorben wären. Um nun die Fortschritte der Krankheit zu hemmen, habe der Papst Gebete und Gelübde angeordnet, und daraus sei die Sitte entstanden, wenn Jemand niese: „Helf' Gott!" („Gesundheit!" — „Dein Wohlsein!" — „Wohl bekomm's!" u. s. w.) zu wünschen.

Dieser Gebrauch findet sich jedoch im Alterthume und zwar in allen Welttheilen, ja die Entdecker Amerika's fanden die Sitte sogar dort bei den Ureinwohnern.

Sonderbar ist die Sage, welche die hebräischen Schrift- und Gesetzkundigen vom Niesen erzählen.

Als Vater Adam, so berichten die Rabbiner, durch den Ungehorsam gegen Gott seine Unsterblichkeit verscherzt hatte, beschloß Gott: jeder Mensch solle einmal in seinem Leben niesen und zwar kurz vor seinem Tode. Nur der Erzvater Jakob habe es durch seinen unsträflichen Lebenswandel so weit gebracht, niesen zu dürfen, ohne zu sterben.

Die griechischen Mythologen erzählen, als Prometheus in einer verschlossenen Phiole das Feuer vom Himmel holte und seiner aus Thon geformten Menschenfigur den Aether vor die Nase hielt, habe das menschliche Individuum, dem der geistige Aether in's Gehirn gestiegen, geniest.

Auch schon als Anzeichen bevorstehenden Glückes finden wir das Niesen in den Schriften der Alten verzeichnet. So z. B. in folgender Episode:

Als Penelope, die schöne und tugendhafte Gemahlin des Odysseus, während dessen langer Abwesenheit standhaft und listig der sie umdrängenden Freier sich erwehrte und zu den Göttern um Rückkehr des Gatten betete, nieste ihr Sohn Telemach so stark, daß das Dach des Palastes erbebte, woraus die Mutter schloß, daß ihr Gebet erfüllt werden würde.

Der als Feldherr wie als Geschichtsschreiber gleichberühmte Grieche Xenophon, einer der treuesten Schüler des Sokrates, hielt eine Rede an die zehntausend Mann, die er bekanntlich zum allgemeinen Erstaunen aus der unglaublichen Schlacht bei Kunaxa nach Griechenland zurückbrachte. In dieser Ansprache schilderte er die große Schwierigkeit des Rückzuges, wies aber gleichzeitig nach, daß es keinen andern Weg der Rettung gebe. Da huben mehrere an, ihre Bedenken laut werden zu lassen, aber — da nieste ein Soldat — und dieser geringfügige Zufall ward vom gesammten Heere als Wink der Götter aufgefaßt, und ohne Widerspruch folgten die Zehntausend dem Einen zum Rückzug in's Vaterland.

Marcus Aemilius Martialis, ein römischer Epigrammendichter († 100 n. Chr.) erzählt von einem gewissen Proklus, daß von seiner Nase nach den Ohren eine so große Entfernung gewesen sei, daß sich der Arme nicht hätte niesen hören und somit den üblichen Wunsch, sich selbst zu ehren, nicht hätte äußern können.

Von den Peruanern berichtet man, daß, wenn ihr Häuptling nieste, alle Indianer durch laute Signale von dem glücklichen Ereigniß in Kenntniß gesetzt wurden, damit sie ein „Wohl bekomm's ihm!" bieten konnten.

Heutzutage pflegt blos Einer dem Andern beim Niesen „Wohl bekomm's!" zu wünschen und selbst das kommt immer mehr ab.

Ein Kulturbild aus Rußland.

Zur Bekehrung der Sektirer zum griechisch-katholischen orthodoxen Glauben werden in Rußland die verschiedenartigsten Mittel angewendet. Bei einem Diner, welches der Gouverneur in Tambow vor Kurzem den Spitzen der geistlichen, Militär- und Zivilbehörden seines Verwaltungsbezirkes gab, kam die Rede auf die sogenannten „Starowierzen" (Altgläubigen), und der griechisch-katholische Bischof klagte darüber, daß die von der h. Synode in Betreff der Konvertirung dieser Sektirer erlassenen

Instruktionen gar zu milde seien. Hierauf entgegnete mit durchdringend schrillender Stimme vom anderen Ende der Tafel der Stadtkommandant, ein alter Oberst:

„Da habe ich doch mehr Glück, als der Herr Bischof. Seit den zehn Jahren, während welcher ich mein Regiment kommandire, ist es mir gelungen, bereits 200 Starowierzen der orthodoxen Kirche zuzuführen.“

„Das ist erstaunlich, Herr Oberst“, erwiederte der Bischof. „Erzählen Sie uns doch, wie das zugegangen ist.“

Darauf fuhr der Oberst selbstgefällig fort:

„Ich, Herr Bischof, bin ein schlichter Soldat und lasse mich auf theologische Auseinandersetzungen nicht ein; dieselben führen, meiner Ansicht nach, doch zu Nichts. Zur Bekehrung meiner Soldaten bediene ich mich bewährter Hausmittel. So oft mir nämlich ein Trupp neu angekommener Rekruten vorgeführt wird, kommandire ich sofort: „die Starowierzen vorwärts, Marsch!“ — Es treten dann zuweilen 5, zuweilen 10 oder gar 20 Mann vor. Ich frage sie: „Nun, Kinder, Ihr seid also Starowierzen?“ — „Zu Befehl, Herr Oberst!“ lautet die Antwort. „So? Nun gut.“ Und dann rufe ich den von mir bereits instruirten Unteroffizier Maximow, welcher mit diesen Vögeln bereits umzugehen weiß. „Maximow“, sage ich, „von morgen an führst Du mir von diesen armen Burschen jeden einzeln vor! Verstanden?“ Am nächsten Tage erscheint Maximow mit einem der Rekruten. „Nun, mein Lieber“, frage ich, „bist Du schon rechtgläubig geworden?“ — „Nein, Herr Oberst, ich bin Starowierze.“ — „Gut! Maximow, gieb ihm 250 Ruthen.“ Tags darauf geschieht mit dem zweiten Starowierzen dasselbe, und in gleicher Weise geht es so bei allen, bis wieder der erste an die Reihe kommt. „Nun, mein Söhnchen“, frage ich dann, „bist Du jetzt rechtgläubig?“ — „Nein, Herr Oberst, ich bin Starowierze.“ — „Gut! . . . Maximow, gieb ihm 500 Ruthen.“ So geht denn wieder die Reihe herum, bis sie abermals an den ersten kommt. — „Nun, wie steht es? Bist Du jetzt rechtgläubig?“ — „Ja wohl, Herr Oberst, das bin ich.“ — „Vortrefflich, mein Söhnchen, ich wünsche Dir Glück. Führet ihn zum Popen und, wenn er gebeichtet hat, wieder zu mir!“ Er wird zurückgeführt. — „Was giebt es, Brüderchen? Bist Du bereits rechtgläubig?“ — „Ja, Herr Oberst, ich habe das Glück gehabt, zu den heiligen Sakramenten zugelassen zu werden.“ — „Da hast Du einen Rubel zum Verjubeln, mein flottes Kerlchen. Gebt ihm ein tüchtiges Glas Branntwein!“

Das ist mein Verfahren, hochwürdigster Herr. Aber allerdings ist mir auch ein so hartnäckiger Starowierze vorgekommen, daß er schon 750 Ruthenhiebe erhalten und einen Monat im Lazareth zugebracht hatte, als Maximow ihn mir wieder vorführte. Auf meine schon bekannte Frage gab er eine halsstarrig verneinende Antwort. Ich ließ ihm 1000 Ruthenstreiche verabfolgen, er lag zwei Monate im Lazareth. Als er aus diesem entlassen war, fragte ich ihn abermals, ob er nunmehr rechtgläubig sei. Ich bekenne offen, daß ich bei der Frage in Sorge war, daß er auch jetzt noch „nein“ sagen werde, denn eine noch größere Portion ihm zuzudiktiren, wäre nicht wohl angegangen; aber zum Glück war meine Befürchtung unnöthig. Der Rekrut nahm eine stramme Haltung an und sagte: „Ja wohl, Herr Oberst, ich habe das Glück, ein Rechtgläubiger zu sein.“ Darüber war ich so froh, daß ich ihm aus meiner Tasche fünf Rubel Biergeld gab und zwei Gläser Branntwein verabfolgen ließ. Mit solchen Hausmitteln, hochwürdigster Bischof, habe ich das angegebene Resultat erzielt, — und für meinen Eifer wurde mir durch des Kaisers Gnade die Anne um den Hals zu Theil. Aber noch wunderbarer ist, daß keiner der Konvertiten zu seinem alten Glauben zurückgekehrt ist. Doch freilich, — ich bitte um Entschuldigung — einmal meldete mir der Unteroffizier, daß einer meiner Soldaten, welcher nach 500 Ruthenstreichen den rechten Glauben angenommen hatte, seit zwei Jahren nicht in der Kirche zur Beichte gewesen sei. Ich ließ ihn holen. „Was, Brüderchen, Du gehst nicht zur Beichte, wie ich gehört habe?“ — „Ich gestehe es, Herr Oberst. Ich bin auf Urlaub gewesen und da haben mich auch die Verwandten überredet, wieder ein Starowierze zu werden.“ — „Du willst also 750 Ruthen haben?“ „Nein, Herr Oberst, ich werde beichten.“ — „Du hast Verstand, mein Kerlchen; geh' mit Gott!“ Und das war der einzige Fall, daß einer meiner Neophyten der Versuchung unterlag. O, meine Methode ist gut, das versichere ich Ihnen, Herr Bischof.“

Angesichts der sehr strengen Vorschriften, welche den Ausschreitungen der Truppenbefehlshaber vorbeugen sollen, sollte man derartige Vorkommnisse für unglaublich halten; aber in Rußland gilt immer noch das alte Sprüchwort: „Gott ist hoch und der Czar ist weit“, und die nächste Obrigkeit thut, was ihr beliebt.

(Voss. Ztg.)

---

* **Unter dem Titel „Das Wunderkind“** veröffentlicht das schwedische Blatt „Nerikos Allehande“ folgendes allerliebste kleine Märchen: „Es war einmal ein junger, hübscher Prinz, der sollte sich mit einer häßlichen alten Prinzeß verheirathen — und das wollte er natürlich nicht. „Ich will eine richtige Frau haben“, rief der Prinz aus und stampfte den Fußboden, „eine, die hübsch ist, mit klaren Augen und einem gesunden Herzen in der Brust.“ Und der Prinz war eigensinnig. Er gab nicht nach und so mußte die Frau Mutter ihn auf Brautschau reisen lassen. „Aber nur unter einer Bedingung!“ rief sie ihm noch unter der Thür nach, „Du mußt Deine Wahl vor Weihnachts-Abend getroffen haben und das Mädchen muß ein Wunderkind sein.“ Erst ließ er alle Fräulein des Landes zusammenkommen. Die Fräulein kamen mit ihren tiefknixenden Müttern. „Was könnt Ihr?“ fragte der Prinz und kniff sein Glas in den Augenwinkel. „Wir können Fortepiano zwölf Stunden hintereinander spielen.“ „Wie lange habt Ihr das gekonnt?“ fragte der Prinz. „Seit sie drei Jahre alt waren“, riefen alle Mütter. „Was könnt Ihr noch mehr?“ frag:e der Prinz, dem ganz bange wurde, so viele Wunderkinder versammelt zu sehen. „Ja, wir können Opern-Arien singen, so viele und so schwierige, wie man nur wünschen kann.“ „Und das habt Ihr auch seit Eurem dritten Jahre gekonnt? Könnt Ihr nichts Anderes?“ „Ja, wir wissen auch alle französischen Romane in guten Uebersetzungen auswendig und wir kennen auch die Namen von allen Ministern! Wollen Ew. königliche Hoheit uns hören? Ministerpräsident ist . . . .“ „Nein! Halt! Halt!“ rief der Prinz. „Das ist ja entsetzlich! Das ganze Regiment kehrt! Marsch! Marsch!“ Ermattet sank er in die Arme seines Kammerherrn. Am nächsten Tage ging es dem jungen Prinzen ähnlich! Die neuen Jungfrauen, die dem Prinzen vorgeführt wurden, waren noch größere Wunderkinder als die früheren. Da waren sogar einige, die auf griechisch träumten, und andere, die Porzellan „kieselsauren Thon“ nannten. Kurz gesagt, der Prinz war außer sich und fing schon an, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er doch die alte häßliche Prinzeß zum Altar führen müsse. Nun hatte er fast alle Jungfrauen des Landes gesehen und der Tag, an dem er seine Wahl getroffen haben mußte, stand vor der Thür. Es war Weihnachtsabend und tiefbetrübt wanderte der Prinz durch die dunklen Straßen zum Schlosse. „Ja, das wird eine nette Weihnachtsbescheerung, diese alte Prinzeß!“ seufzte der Prinz. „Ach, wenn ich sie blos in den Weihnachtsbaum aufhängen könnte!“ Auf einmal stand er still vor einem kleinen Hause. Die Gardinen waren nicht zugezogen, so daß man in die Fenster sehen konnte. Es war das gemüthliche, hübsche Zimmer des Hofapothekers, und da stand der alte Apotheker bei seinem Weihnachtsbaum und sah betrübt auf das Bild seiner verstorbenen Frau. Die Tochter stand neben ihm und ruhte mit dem Kopfe auf seiner Schulter. Auch sie hatte Thränen in ihren milden, blauen Augen. Dem jungen Prinzen wurde wunderlich zu Muthe. Er dachte an seine frohe Kindheit, als er noch mit hübschen kleinen Mädchen spielen durfte, die er auch oft nach Kinderweise ungenirt geküßt hatte. Ehe der Kammerherr ein Wort davon wußte, hatte der Prinz die Thür aufgemacht und stand vor dem errötheten hübschen Mädchen. „Kleine Klara“, sagte er, „ich bitte Dich, mir auf fünf Fragen zu antworten. Das Glück meines Lebens beruht darauf. Erstlich, wie lange spielst Du Fortepiano?“ „Ich spiele gar nicht“, antwortete das junge Mädchen erstaut. „Wie lange hast Du Singunterricht gehabt?“ „Ich kann gar nicht singen“, antwortete sie noch mehr erstaunt. „Wie viele französische Romane hast Du gelesen?“ fragte er vergnügt. „Einen einzigen von Daudet.“ „Wie heißen die Minister?“ „Das weiß ich wirklich nicht.“ „Was ist kieselsaurer Thon?“ fragte er jubelnd und ergriff ihre Hände. „Ja, wenn ich das nur wüßte!“ „Ja, dann bist Du unser größtes Wunderkind und deshalb sollst Du auch meine Braut sein“, rief er entzückt, umarmte sie und tanzte mit ihr um den Weihnachtsbaum, und nach ihr kam die Tour an den alten gerührten Apotheker. Und da er auch Küsse bekommen, gingen die Jungen Hand in Hand auf's Schloß. Die Frau Mutter des Prinzen wurde gleich sehr erschrocken über seine Wahl, aber als er ihr strahlend vor Freude erzählte, daß seine Braut weder spielen noch singen könne, weder französische Romane in guten Uebersetzungen gelesen, noch die Namen der Minister wüßte, ja, daß sie nicht einmal einen Begriff davon hätte, was kieselsaurer Thon sei, wurde auch die hohe Mutter des Prinzen so gerührt, daß sie das hübsche junge Mädchen auf die Stirn küßte und sagte: „Mein Sohn, nimm sie zu Deiner Braut, sie ist wahrlich ein Wunderkind!“

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.